

Bambusnacht

Strada Masone 121 – 43012 Fontanellato.

13. Mai – 17.47 Uhr.

Ich kann zwar Italienisch, aber nicht ernst nehmen, was ich lese. Für *mich* haben sie diesen hölzernen Wolkenkratzer nicht in den Boden gerammt und so fürsorglich mit Warnungen gespickt. 0521-699799. Eine Notfallnummer für den Besuch eines Irrgartens? Ich bin nicht dement. Ohnehin – mein Akku. Einen Lageplan mitführen? Ich schalte doch keinen Thriller ein und recherchiere in den Werbepausen den Mörder.

Eine emsig grinsende, pausbäckige Comicfigur mit Scheitelfrisur empfiehlt in einer Sprechblase: »Besser in der Gruppe betreten. Zu Ihrer eigenen Sicherheit.« Darunter stolze Stimmen über »La Masone«. »Der herausforderndste Irrgarten der Welt« titelt der *Corriere della Serra*, »Schachspiel mit dem Unterbewusstsein« sagt *La Repubblica*, »Acht Hektar Adrenalin« lobt *Vanity Fair*. Für mich – die maßgebende Referenz – ist es nur ein harmloser Urlaubsausflug in der nördlichen Region Emilia-Romagna, sonst *nichts*.

Emilia-Romagna: die Essenz Italiens. Mittelalterliche Stadtkerne mit arkadengesäumten Plätzen, seligmachende Tagliatelle al Ragù mit ungeräuchertem Speck vom Schweinebauch und die glitzernden Sandstrände der Adriaküste, über die Polaroid-Erinnerungen von Generationen hinwegziehen. Darunter meine.

Eine Landstraße von hier, in Parma, hatte ich in den neunziger Jahren eine aufgeschlossene Bekannte, mit

knisternden Locken, Pralinenlippen und Dolce-Vita-Gang. Antonella, oh, Antonella. Erst nippten wir uns neugierig an den Mündern, dann sofften wir uns gegenseitig auf. Sie schmeckte mir so gut, dass ich fortan jedes Jahr im Hochsommer zu ihr fuhr; nach zwei Scheidungen genügten mir diese pflichtfreien Trips.

Doch dann kam ich nicht umhin, auch mit ihr Anstalten zu machen: Bilder von muskulösen Männern in Armani-Slips zu zerschneiden, die in Wahrheit ihre Cousins waren, ihren Physiotherapeutinnen-Kittel nach privaten Massageanfragen zu durchforsten, an ihrem Gewissen zu nagen, ob das Ergebnis unserer körperlichen Begegnung tatsächlich von mir stammt, ob ein Test möglich sei.

Irgendwann hatte sie es satt. Und drosch mir Pappelholz-Sandalen und Gedichtbände für Grundschüler um die Ohren. Die Gedichtbände hatte ich ihm geschenkt. Ihm, mit dem ich niemals gerechnet hätte. Er, der es vermochte, die Zeiger meines verdorbenen Denkens Stunde um Stunde zurückzustellen. Mir blieben Briefe und Telefonate. Und eine angebrochene Wandlung.

....

23.54 Uhr.

Die Schritte konkretisieren sich. Sie sind forsch. Äste, Eicheln und Schneckenhäuser zerknacken. Fünf, sechs, sieben, ACHT, NEUN, ZEHN. Flecken flimmern durch die Hecken; wohl von Hemdsärmeln oder Hosenbund. Gleich biegt die Person ab, trifft auf meine Spur.

Hier gibt es keine Regeln. *Jetzt* nicht mehr. Ich klemme in einer Presse, deren Wände sich in zärtlicher Zeitlupe zusammenschieben. Die feinen Nebelschwaden unter dem scheinwerfenden Mond ziehen als Bleipulver in meine Nasenlöcher.

Was würde ich nur für ein Tranchiermesser geben, gewetzt in japanischer Handarbeit, in den winzigen Kellerstuben von Meister Aritsugu aus Kyoto, dessen schlaff herabhängende Backen lüstern mitwackeln, wenn er in achtundachtzigjähriger Gewissheit die Klinge über den Schleifstein treibt, in einer Dokumentation gesehen.

Eins steht fest: Lucia wird mich nicht in Fetzen reißen und sich über meinen dampfenden Organen die Fingerchen reiben. Nachts drangsaliert sie mit Terroranrufen unbescholtene Bürger, um ihrem Leben ein Tröpfchen Aufmerksamkeit aus der Rippe zu quetschen. Soll sie doch anschaffen gehen – wenn es ihre Abmessungen erlauben. Puttana!

Am Ende des Weges blitzt ein Ellbogen in mein Sichtfeld. Just jetzt fällt mir ein: Auf dem Eingangsschild war daumengroß mit Bleistift ein Revolver skizziert. Der Lauf zielte auf den armseligen Scheitelkopf.

Nein! Ich trage keinen Scheitel. Ich habe keinen Dunst, wie Coiffeure meinen Schnitt betiteln würden, ein Scheitel ist das aber nicht. Eher ein, doch, ja, ein schiefer Pony.

Die Beatles haben die Bühne geräumt. Ich schwitze Adrenalin, auf dem nichts mehr wachsen wird. Mein durchtränktes Hemd quillt aus der Hose.

23.55 Uhr.

Eine Silhouette, zweifellos von einem Mann, dreht sich um die Ecke. Sie ist alles andere als schüchtern. Sie läuft fokussiert auf mich zu. Ich bin starr; wie ich es gelernt hatte. Der Umriss rückt weiter vor, ohne mit der Zehe zu zucken. Was drängt diesen kruden Typen? Hat er nichts zu tun? Keinen Job? Keine Kohle?

Der Rhythmus seines sterilen Atems liefert mir kein Indiz, wie er mental beschaffen sein mag. Drahtige Haare, zu einem Dutt gebunden, die Ränder raspelkurz rasiert. Er nähert sich raumgreifend, als sei es selbstverständlich, um diese Uhrzeit in einem Irrgarten einen Fremden zu begrüßen: »Buona sera, come stai?« »Tutto bene, was sonst?«

Ich kann mich nicht überwinden, seine Augen anzuvisieren. Ich bevorzuge die Ausfahrt an den Stirnfalten, reise über seine Konturen hin zur Wange, fädle am Kinn wieder ein. Über Hals und Brustbein erstreckt sich eine breite, geflochtene Kette, an der ein kleiner Schlüssel zappelt; wahrscheinlich ein Haustürschlüssel. Er schreitet weiter auf mich zu. Er scheint nur *eine* Meinung zu kennen.

Ich begleite meine Augäpfel die Treppe der klassischen Morde hinab; fadenartige Bäche aus Blut rinnen über die mittleren Stufen; dort muss ich das Gleichgewicht wahren, seine Hüfte nach einem Revolver oder anderen Technik des Todes abtasten. Ich pilgere über seinen schmalen Oberkörper, ein weißes T-Shirt; auf ihm ein Heer an einzelnen Menschenköpfen. Drecks Kannibale... Meine Herzkammern rattern.

Dann schwenke ich zur rechten Jeanstasche, er trägt eine betongraue Röhrenjeans, nichts Auffälliges, zur linken, eine rechteckige Wölbung. Eine Kaugummipackung?

Zigarillos? Ein Schweizer Taschenmesser? Die Finsternis hinterlässt ein Risiko. Der jüngere Mann um die Dreißig stoppt eine Kleinwagenlänge vor mir abrupt ab. Ich blicke ihm auf die Stirn. Er mich frontal an.

...

Windstill

Bent umfasst den Messingknauf und zieht die Schublade auf. Eine Schachtel befindet sich darin. Er nimmt sie heraus, hebt den Deckel ab und betrachtet den Inhalt. Ein Bündel walnussbrauner Haare. Manchmal drängt ihn das Datum, das zu tun, etwa heute, am einundzwanzigsten August, manchmal die Melancholie.

Er fächert die Haare für eine bessere Übersicht auf. Er konzentriert sich auf einzelne Stränge, fährt von der Wurzel bis zur Spitze, vergisst keine Kurve. Mittlerweile trägt Bent einen raspelkurzen Schnitt. Er dachte sich, es könne nicht schaden, eine Erinnerung an dieses Leben zu bewahren, denn die Sonne schien saftig, und der Wind blies satt.

Bent bewohnt ein Backsteinhäuschen in Warnemünde, am Ende einer Siedlung, eingerahmt von einem freien Bauplatz und einer Kleingartenanlage. Eigentlich wollte er auswandern; Barcelona oder Nizza reizten ihn, warm, urban, am Meer, doch das hat er verworfen.

Es ist nicht weit zur Promenade von hier, oder zum Dock-Inn, einem stylischen Hotelkomplex aus alten Schiffscontainern, in dem viele Surfer absteigen. Die riesigen Scandline-Fähren, die aus dem dänischen Gedser kommend in die Warnow stoßen, scheuchen das Wasser brauchbar auf. Am Strand spähen die Windjünger wie die Erdmännchen, wenn eine Fähre hinter der Mole verschwindet. Hier lernte auch Bent das Surfen; so gut, dass man ihm bei einigen Amateur-Cups den Siegerkranz umhing.

Die meiste Zeit verbringt Bent in seiner Garage; zwischen Kartons, aus denen Pinsel, Spachtel und andere

Malutensilien, aber auch zusammengeknüllte Neoprenanzüge ragen. Mittig residiert ein klobiger, runder Holztisch, auf den eine spinnenartig aufgeklappte, gliedrige Lampe leuchtet.

Bent versinkt im Moment, wenn er Surfbretter bemalt. Er verzieht den Mund dabei nicht. Er streicht dann, nach Wachsresten fahndend, mit den Fingern über die Oberfläche. Anschließend träufelt er ein paar Tropfen Alkohol auf ein Tuch und wischt das Fett vom Brett. Für eine Kohlestift-Skizze raut er mit dünnem Schmirgelpapier das Material an. Das fertige Kunstwerk beschichtet er mit Lack.

Mit seinen Schöpfungen hat er sich in der Szene einen Namen gemacht. Er verdient damit mehr als mit seinen Übersetzungen für dänische Reiseveranstalter – vor zwanzig Jahren, er war zwölf, zog die Familie von Aalborg an die deutsche Ostsee. Eigene Designs reiht er in seinem Atelier auf. Sein aktuelles Motiv ist ein olivgrünes Maori-Mandala.

Bent werkelt gerade an einem Brett, als es an der Garagentür klingelt.

...

Der Satz klingt wie ein ermunternder Luftstoß.

„Ist das dein Ernst?“, fragt Bent.

„Natürlich.“

Sie steigt vom Brett, hält es für ihn fest und schaut ihn an.

Er kann ihren Pupillen nicht ausweichen und hebt den Mundwinkel eine Nuance. Sie und ihre friedlichen Überfälle, in denen sie jegliche Bedenken und Gefahren wie ein Kind vergisst.

Trotzdem oder gerade deswegen, er verspürt, dass er diese Chance wahrnehmen möchte.

Er stützt sich mit den Händen ab und zieht vorsichtig ein Knie auf das Board, das andere folgt langsam nach. Er verweilt in der Hocke, er kostet aus, diesen Schritt gemeistert zu haben.

Georgina verfolgt, wie sich Bent Zeit zugesteht und hält weiterhin das Board.

Dann richtet sich Bent in Etappen auf. Er streckt seinen Rücken durch und sticht die Stirn in den Himmel. Und steht. In der salzigen Brise, die auch damals um seine Nase wehte. Das Wasser unter ihm ist blau.

„Georgina, bin ich das wirklich?“